

## **Die Gegenwart psychoanalytischer politischer Psychologie und die Zukunft des Subjekts<sup>12</sup>**

Einen Kongress, der so umfassend und in solch einem großen Rahmen das Thema psychoanalytischer Zeitdiagnose auf die Tagesordnung setzt, hat es lange, sehr lange nicht gegeben. Ob es ihn, so oder ähnlich, jemals wieder geben wird, ist ungewiss. Denn psychoanalytische Sozialpsychologie verfügt über keine starke Stimme mehr in der gegenwärtigen Diskussion; entsprechend ist auch ihre akademische Position schwach geworden. Gibt es dafür gute Gründe? Hat sie wissenschaftlich nicht mehr genügend zu bieten? Ist also psychoanalytische Sozialpsychologie ihrerseits noch zeitgemäß? Dies ist die Frage, die in den gegenwärtigen Bemühungen psychoanalytischer Sozialpsychologie immer mitzuschwingen hat. Ich will sie hier, zugespitzt auf das Gebiet politische Psychologie, stellen und Ihnen meine Gedanken zur Gegenwart politischer Psychologie vorlegen. Mit der Antwort, die sich in Bezug auf die Aktualität kritischer politischer Psychologie ergibt, lande ich dann bei einigen Betrachtungen zur Lage und vor allem zur Zukunft des Subjekts.

### **I.**

Was waren die Bedingungen, unter denen psychoanalytische Sozialpsychologie vor noch nicht einmal hundert Jahren aufkam? Die gesellschaftlichen und politischen Entwicklungen, die im frühen 20. Jahrhundert durchbrachen, brachten die sich mit ihnen beschäftigenden Sozialwissenschaften in Verlegenheit. Sie waren nicht nur schwer voraussagbar, sondern nahmen auch riskante, destruktive Verläufe, führten zu Krisen und Katastrophen der modernen kapitalistischen Gesellschaften. Es wurde offenbar, dass die Prozesse stark irrationale Aspekte aufwiesen, und dass sich Individuen und Gesellschaft nicht im Gleichklang und nicht zuverlässig in fortschrittlicher Richtung bewegten. Die Notwendigkeit einer Thematisierung der psychologischen Seite der Vergesellschaftungsprozesse, des Zusammenhangs von

---

<sup>1</sup> Zum 25. Todestag Klaus Horns, der psychoanalytische politische Psychologie in Frankfurt und am Sigmund Freud-Institut entscheidend geprägt hat.

<sup>2</sup> leicht überarbeitete Manuskriptvorlage für einen Vortrag auf der Tagung „Die Zukunft der Gegenwart: Zeitdiagnostische Fragen psychoanalytischer Sozialpsychologie“ am 8. Mai 2010

Psyche und Politik, war nicht mehr länger von der Hand zu weisen. Die Theoriegeschichte der entsprechenden Bemühungen kann hier nicht behandelt werden. Im Rückblick kann gesagt werden, dass die Hoffnungen in eine solche politische Psychologie vielleicht zu hoch, auch zu leidenschaftlich waren; jedenfalls kehrten sie sich bei manchen Vertretern wie Adorno und später Reiche (zuletzt auch Reemtsma) in eine bis zum Defätismus führende Enttäuschung um, die den Gedanken eines eigenständigen Subjekts unter den Bedingungen einer unerbittlich sich durchsetzenden, engmaschigen kapitalistischen Herrschaftsstruktur verloren gab und den Lauf der Dinge als für eine psychoanalytische Sozialpsychologie und Subjekttheorie unerreichbar und unbeeinflussbar sah und ihr darüber hinaus wissenschaftliche Qualität und Vitalität absprach. Mag diese Haltung verständlich sein, so spricht doch auch viel dagegen, sich ihr anzuschließen. Sie ist nicht überzeugend, was die Einschätzung des Potentials psychoanalytischer Sozialpsychologie betrifft; und theoretische Alternativen konnten von den Autoren auch nicht angeboten werden.<sup>3</sup> Und die Krisen, die wir gegenwärtig haben, Welt-Finanzkrise, Klimakrise, werfen in ihren irrationalen Merkmalen und psychischen Reaktionen genügend Fragen auf, die dringlich der Untersuchung und Klärung durch politische Psychologie harren.<sup>4</sup> Es bleibt gar nichts anderes übrig, als auch weiterhin beharrlich die Frage nach dem Subjekt zu stellen. Eine psychoanalytische politische Psychologie ist aktuell und wird weiterhin gebraucht.

## II.

Aber um welche psychoanalytische politische Psychologie soll es sich dabei handeln? Das scheint (leider) bis heute nicht wirklich ausgemacht zu sein. Hören wir zuerst die Einschätzung eines gebildeten Laien, des Feuilletonredakteurs der FR und Alt-68ers Arno Widmann, die er vor kurzem anlässlich des Institutsjubiläums in seinem Blatt hat verlauten lassen. Die Gründungsjahre des Instituts und den damaligen Boom der Psychoanalyse beschreibt er mit den Worten:

---

<sup>3</sup> Allenfalls hätte die Möglichkeit bestanden, sich dem Totalitätsanspruch der objektiven Hermeneutik zu unterwerfen, wie es Reiche (1995) nahelegt.

<sup>4</sup> So stellte der Träger des Wirtschaftsnobelpreises, Paul Krugman (2009), bezüglich der weltweiten Finanzkrise fest: „Die Volkswirte müssen die unangenehme Tatsache akzeptieren, dass Finanzmärkte keineswegs unfehlbar sind, dass sie sowohl von irrenden Individuen als auch vom Wahnsinn der Massen beeinflusst werden.“ Ein Satz, der fast freudianisch anmutet – der homo oeconomicus ist nicht mehr Herr im eigenen Hause.

„Die neue Republik lag auf der Couch (...) Die Bundesrepublik war der Patient des von den Mitscherlichs geleiteten Sigmund-Freud-Instituts. Ein Massenmörder, der dazu gebracht werden musste, sich seiner Taten bewusst zu werden. Ein Massenmörder, den man nicht einsperren konnte (...) Man musste ihn, wenn man nicht von ihm umgebracht werden wollte – therapieren.“ (Widmann 2010)

Das war ein großes Missverständnis. Und wissenschaftlich ergab sich auch in den damaligen Jahren sehr rasch, was eigentlich schon vorher klar war: Dass psychoanalytische Sozialpsychologie nicht einfach eine Verlängerung psychoanalytischer Behandlung in den gesellschaftlichen Raum war. Dass sich dieses Missverständnis dennoch lange und bis heute hielt, hatte mit einem weiterlaufenden „Anwendungsdiskurs“ (Reiche 1995) zu tun, der mit der der stillschweigenden Unterstellung geführt wurde, das man mit engagierten psychoanalytischen Ausgriffen aus dem klinischen ins soziale Feld sich und der Gesellschaft einen aufklärend-befreierischen Dienst erweisen könnte.

Psychoanalytische Sozialpsychologie ergibt sich nicht einfach aus einer Formel, auf deren einer Seite Psychoanalyse unverändert argumentiert und vorgeht, während auf der anderen der Patient nicht mehr der einzelne Neurotiker, sondern die Gesellschaft ist. Sie ist vielmehr, wenn es sie überhaupt (noch) gibt, eine autonome Teil- oder Zwischendisziplin. Als Teildisziplin kann sie nur zu den Sozialwissenschaften gehören. Und von dieser Zugehörigkeit hat sie wesentlich ihre Identität bezogen. D. h. sie verstand sich auf der Grundlage von bzw. als Teil von materialistischer Gesellschaftstheorie, Theorien des kommunikativen Handelns, der Sozialisation. So schlage ich vor, nicht weiter der Tradition einer von Psychoanalytikern unsystematisch betriebenen Sozialpsychologie<sup>5</sup> zu folgen. Sie hat zum Teil äußerst Wichtiges geleistet, war fruchtbar, hat auch für zahllose Anknüpfungspunkte gesorgt; sie bietet aber nicht die Aussicht, zu einer ernst zu nehmenden, wissenschaftlich qualifizierten sozialpsychologischen Stimme zu werden. Da gab es sicher begabte, ja begnadete Einzeldenker, medizinisch-humanwissenschaftlich exzellent, jedoch sozialwissenschaftliche Laien, die wissenschaftlich-sozialpsychologisch nicht Schule machen konnten. Ihr Modell, so man davon sprechen kann, gehört der Vergangenheit an. Und ich verlege mich darauf, die Zukunft (so es denn eine gibt) psychoanalytischer Sozialpsychologie in der Fortsetzung der von der Frankfurter Schule initiierten Verbindung zu sehen.

---

<sup>5</sup> a la Freud, Mitscherlich, Richter

Die Gegenwart einer in diesem Sinne verstandenen psychoanalytischen politischen Psychologie sehe ich in einem an der „Kritischen Theorie des Subjekts“ orientierten Ansatz. Diesen hier näher zu erläutern, würde im Rahmen dieses kurz zu haltenden Panel-Beitrags zu weit führen.

Worin bestehen die Vorzüge dieses Programms? Mit ihm wird psychoanalytisch-sozialpsychologischen Kurzschlüssen wie der mechanistischen Sozialcharakterologie, der irrigen Unterstellung eines gesellschaftlichen Unbewußten ebenso eine Absage erteilt wie einer frühinfantilistischen Reduzierung der Einschätzung sozialer und politischer Akteure. Die Kritische Theorie des Subjekts führt Psychoanalyse und Soziologie sehr reflektiert Schritt für Schritt aufeinander zu und bleibt an den Punkten stehen, an denen eine vorschnelle Vereinigung im Begriff zu unsinnigen Konstruktionen führen würde. Sie orientiert sich an sozialwissenschaftlichen Erkenntnissen, denen sie ihr eigenes Recht lässt. D. h. sie nimmt keine blinden psychoanalytischen Übergriffe auf das Terrain von Politik und Gesellschaft vor. Sie ebnet aber eben konzeptuell-terminologisch die Verbindungsbahnen, baut Brücken für einen psychoanalytisch-sozialwissenschaftlichen Grenzverkehr. Das schafft sie, indem sie psychoanalytische Gehalte in terms von Symbol- und Sprachtheorie, von Interaktionstheorie und tiefenhermeneutischer Kulturanalyse zu fassen vermag. So lassen sich soziologische und psychoanalytische Begriffe aufeinander beziehen. Dabei sind auch bestimmte Ebenen auseinanderzuhalten. Gesellschaftliches kann ja nicht<sup>6</sup> auf Individuelles einfach heruntergebrochen werden. Wichtig ist dabei zudem, dass der Settingwechsel zwischen psychoanalytischer Behandlung und Sozialpsychologie methodologisch ernst genommen und reflektiert wird und zu einer Unterscheidung der Anlage von Sozialpsychologie führt. Es kann also keineswegs darum gehen, klinische Etikette an sozialpsychologische Befunde zu heften. Allenfalls in eigens dafür entwickelten Begriffsbildungen kann die überindividuelle Ebene analytisch ins Visier genommen werden. Hierfür ist m. E. Freuds Konzept des allgemeinen Unglücks, dem sich der Einzelne gegenüber sieht, sowie des davon erzeugten Unbehagens in der Kultur (Freud 1930), der Prototyp. So wie es nicht um Krankheit und Heilung geht, so gibt es auf gesellschaftsanalytischem Gebiet nicht die Rollenverteilung von Therapeut und Patient. Sozialpsychologie als Sozialtherapie zu verstehen, ist ein fataler Irrtum. Er führt zu einer pädagogisch-politischen Stigmatisierung der in ihrem Bewusstsein

---

<sup>6</sup> Wie Reiche (a. a. O.) an einer unglücklichen Formulierung Lorenzers („Mutter = gesellschaftlicher Gesamtarbeiter“) zurecht kritisierte

Zurückgebliebenen, über die sich in falscher Geste erhoben wird. Politische Psychologie hat aber von nirgendwo her einen Heilungsauftrag erhalten, sie will dagegen kritische Stellungnahme ermöglichen und den Subjekten zur Artikulation ihrer Stimme (und nicht nur zur elektoralen Abgabe derselben) verhelfen. Damit hat sie sich aber nicht aufzudrängen, denn sie ist in der Regel nicht gebeten worden. Sie muß und kann allein argumentativ überzeugen. Wird sie in ihrer sozialtherapeutischen Pose zurückgewiesen oder nicht mehr beachtet, so wird das jedoch leider immer wieder mit narzisstisch-nostalgischer Wehmut quittiert und als Kränkung empfunden – eine wirklich unangemessene Reaktion. Psychoanalytische politische Psychologie muß als ernsthafte Wissenschaft damit rechnen, nicht recht zu haben und Argumenten anderer Provenienz recht geben zu müssen. Dies ist zugleich verknüpft mit einer Bescheidung psychoanalytischer Diagnoseansprüche, dem Verzicht auf sozialtherapeutisches Omnipotenzgehabe.

### III.

Bescheidung psychoanalytischer Zeitdiagnose, für die ich plädiert habe, heißt keinesfalls, den Anspruch auf psychoanalytische zeitkritische Gegenwartsdiagnose fallen zu lassen. Sie darf sich nur nicht beirren lassen, auch nicht von den Ratschlägen wohlgesonnener Gratulanten. Arno Widmann (ebd.) beendet seinen Geburtstagsartikel in der FR mit den Sätzen:

„Die Bundesrepublik ist freier geworden seit damals. Sie ist es immer dann, aber auch immer nur dann, wenn sie bereit ist, sich kritisieren zu lassen. Es geht dabei aber eben nicht nur um die ‚Torheit der Regierenden‘, sondern auch um unsere eigene. Man muss den Mut, die Radikalität haben, die Gesellschaft selbst auf die Couch zu legen. Das wäre wieder zu lernen an diesem 50. Geburtstag.“

Die sympathische selbstreflexive Wendung, die so kompromisslos daherkommt, könnte einen fast dazu verleiten, hier vorbehaltlos zuzustimmen. Aber dann ist es doch wieder nur in falscher Verallgemeinerung die Gesellschaft pauschal, die nicht nur wissenschaftlich untersucht, sondern auf die Couch gelegt werden soll. (Das vermag allenfalls das Fernsehen...) Die Fehler, die ich vorhin darlegte, finden sich hier leider allzu deutlich wieder. Wer ist nun dieses „Man“ – und wer dann die „Gesellschaft“?

Versuchen wir es, um uns nicht unnötig bei der Unbestimmtheit des „Man“ aufzuhalten, mit dem Setzen auf ein autonom handlungsfähiges, demokratisches politisches Subjekt. Mit dessen Zukunft steht und fällt die Existenz einer kritischen politischen Psychologie. D. h., Zukunft und Gegenwart beider bedingen sich gegenseitig. Nun gibt die Gegenwart solcher Subjektivität nicht gerade zu Optimismus Anlaß. Auf eine Vertiefung will ich hier zugunsten von Betrachtungen zur Zukunft verzichten. Ich greife jedoch zwei (überhaupt nicht repräsentative) Punkte heraus, um an ihnen die Brisanz gegenwärtiger Fragen für die Zukunft des Subjekts (und einer darauf gerichteten psychoanalytischen politischen Psychologie) zu demonstrieren.

1. Mit dem ersten knüpfe ich an das eben gehörte Plädoyer für Selbstkritik an; und ich folge dem Bestreben, das „Unbehagen in der Kultur“ gegenwartsdiagnostisch für die spätmoderne Gesellschaft fruchtbar zu machen. Kritische politische Psychologie hat m. E. aktuell auch die Aufgabe, kritisches Bewusstsein dahingehend zu schärfen, dass es sich der eigenen Aggressivität inne wird. Ich sprach vorhin auch von den psychischen Reaktionen auf die aktuellen Krisen. Was bewegt die Molotowcocktail-Werfer in Athen? Sind die Toten im Inneren der von ihnen getroffenen Bankfiliale lediglich „Kollateralschäden“? Empfinden die nur vermittelt (über die Medien) Beteiligten „klammheimliche Freude“? Was geht sonst in ihnen vor? Solche Innenschau ist dringend geboten, und auf sie sollte viel Sorgfalt verwendet werden. Ich sage das auch und gerade in politisch-psychologischer Perspektive. Ich bin politisch groß geworden in den 60er Jahren, in denen man sehr genau wusste bzw. zu wissen glaubte, wer die Bösen, die Schlechten waren: Die Nazis, die Amis und die Kapitalisten (und – natürlich die eigenen Eltern, Lehrer). Das stimmte ja auch – mehr, oder weniger. Man war jedenfalls fortschrittlich, emanzipatorisch, wenn man gegen diese Richtungen, Positionen war. Da war man in einem sicheren Hafen – Aggressionen und die Zufügung von Traumen waren das Geschäft der Anderen (die so die Kritikmaschine am Laufen hielten). Man schützte sich aber auch vor der Einsicht, dass eigenes böses Aggressivsein nicht durch fortschrittliches politisches Bewusstsein allein ausgeschlossen und überwunden werden kann. – Im Gegenteil, hier kann ein, wie auch das Beispiel der fortschrittlichen Odenwaldschul-Pädagogen zeigt, unschöner, gefährlicher blinder Fleck existieren, der die Aktionen aus richtigem Bewusstsein immer wieder durchkreuzt. Ich denke, das ist etwas, was ein wirklich demokratisches Subjekt künftighin unbedingt beherzigen muß, will es zu

einem offenen Umgang mit seinen inneren Kräften und einer souveränen Verwendung seiner Aggression<sup>7</sup> gelangen. Das muss zu seiner Zukunft gehören und von einer an seiner Seite stehenden psychoanalytischen politischen Psychologie kompromisslos offenbart werden.

2. Wir sind heute m. E. in einer Phase des zum Posthumanen tendierenden „Konstruktivismus“. D. h., es liegt hinter uns der Abschnitt, in dem die Gestaltungskraft autonomer Subjekte im Mittelpunkt der Entwicklung der Moderne, der Aufklärung stand. Der naturwissenschaftliche Fortschritt (Bio-, Neurowissenschaften, künstliche Intelligenz...) hat an eine Schwelle geführt, an der der alteuropäische Subjektbegriff auf eine eigentümliche Weise reflexiv wird. Jenes alte Subjekt, das sich noch mit Emphase naturrechtlich bestimmte und begründete, scheint obsolet zu werden. Innere Natur wird aus ihrem Medium der Unverfügbarkeit (als einem „Autonomie-Schatz“) herausgeführt und gerät unter den Zugriff und die Kontrolle naturwissenschaftlicher Steuerungsgewalt. Die dem in die Hände spielende Phantasie des modernen Subjekts hat G. Anders bereits in den 50er Jahren des letzten Jahrhunderts ausgemacht: Es ist die Scham, nur geboren, nicht gemacht zu sein, einhergehend mit einer Maschinen-Verehrung/-Religion („Mein Gott, was die kann“, Anders 1961, S.28; „Dingpsychologie“, Lütkehaus 1995) Was das für einen politisch-psychologischen Subjektbegriff in Zukunft heißt, weiß ich nicht. Adornos düsteres Bild würde dadurch jedenfalls noch in den Schatten gestellt. Und die Formulierung vom „Veralten der Psychoanalyse“ bekäme eine ganz andere Dimension. Meine Verunsicherung und Skepsis hinsichtlich einer zukünftigen psychoanalytischen Perspektive von Subjektivität ist, was diesen Punkt betrifft, groß. Die Frage, die bereits Mitscherlich aufwarf, ist von brennender Aktualität:

„Es ist sicher keine Überschätzung, von der Gefahr zu sprechen, daß wir auf Verhältnisse zusteuern, in denen wir an unserer erbgenetischen Ausstattung gezielte Veränderungen vornehmen können, Affekte zu dirigieren verstehen, dies alles, um den Menschen in seiner Überzahl gefügig zu machen für reibungslosen Gehorsam. Es können sich Verhältnisse entwickeln, in denen ein kritisches individuelles Ich nur störend wirken könnte. Dann hätte das Übergewicht der Naturtechnik die Technik menschlicher Selbstvervollkommnung außer Kurs gesetzt – und zwar als biologisch begründete Potentialität.“ (Mitscherlich 1966, S. 289)

---

<sup>7</sup> Mitscherlich (1977, S. 222f.) nannte sie ‚gekonnt‘ im Gegensatz zur ‚ungekonnten Aggression‘.

Nun aber zu der Frage, ob und wo noch Ansatzpunkte autonomer Subjektivität zu finden sind, die für die Zukunft hoffen lassen. Ich greife dazu ein vor kurzem erschienenenes Buch der Sozialwissenschaftler Leggewie und Welzer „Klimawandel und die Zukunft der Demokratie“ auf, das sich in erster Linie auf die gerade besonders aktuelle Debatte zum Weltklima bzw. zur Erderwärmung bezieht. Sie fragen sich, warum die Menschen nicht tun, was sie eigentlich wüssten, und wie sie dazu zu bringen seien, es zu tun. Die Antwort, die sie geben, lautet eindeutig, es bedürfe selbstbewusster, reflexiver Subjekte, die auf demokratischem Wege ideenreich, aktiv und in solidarischer Selbstermutigung die politische Umkehr in die Wege leiten würden. Zahlreiche Beispiele von bestehenden Initiativen in dieser Richtung dienen ihnen als hoffnungsvolle Anzeichen. Vor diesen Autoren hatten sich bereits Andere, etwa die Sozialwissenschaftler Giddens und Habermas, Gedanken über ökologisches und demokratisches Engagement, die heute erforderlich seien, gemacht. Sie führten zum Konzept der „Lebenspolitik“, von A. Giddens (1990) und dem Begriff des „Verfassungspatriotismus“ von J. Habermas (1998). In der Bestimmung der psychischen Ausstattung der Subjekte für dieses Unternehmen bleiben sie aber sehr allgemein; psychoanalytische politische Psychologie kann hier Näheres beisteuern.

Lebenspolitik (und darin unterscheidet sie sich von klassisch-emanzipatorischer Politik) hat als Träger ein Subjekt, das sich selbstreflexiv mit seiner Körperlichkeit, den Beziehungen zum anderen Geschlecht, seinen Bedürfnissen auseinandersetzen und darüber stimmig zu kommunizieren vermag. Zugleich kann ein solches Subjekt seine Lebenspraxis im Zusammenhang sehen mit den großen gesellschaftlichen Erfordernissen in Zeiten der Globalisierung von Wirtschaft und Politik: Sicherung und Ausbau demokratischer Strukturen, Entmilitarisierung und Schaffung dauerhaften Friedens, Humanisierung und ökologisch verträgliche Gestaltung von Wirtschaft und Technik, Entwicklung von Alternativen zum System ungebremsten kapitalistischen Wachstums. Im Rahmen dieser Konzeption können seitens einer psychoanalytischen politischen Psychologie die erforderlichen persönlichkeitsstrukturellen Voraussetzungen formuliert werden: a) Konstitutionelle Intoleranz gegenüber dem Krieg und der Schädigung der Umwelt, b) Angsttoleranz/Weltangst, c) Resistenzfähigkeit gegenüber Massenregressionen und Aufrechterhaltung und Verbesserung von Kritikfähigkeit sowie Vorurteilseinsicht. Ich habe an anderer Stelle (Busch 2001, Kap. IV) ausführlich erläutert, wie ich zu dieser Argumentation, mit der ich an teilweise weniger bekannte Überlegungen



psychoanalytisch-sozialpsychologischer Autoren wie Freud, Mitscherlich, Horn u. a. anknüpfe, komme, und verzichte daher hier darauf.

Prägen sich diese Eigenschaften aus, so kommt damit auch ein solidarisches, verfassungspatriotisches, weltbürgerliches Bewusstsein in Reichweite, das den gegenwärtigen, mit der Globalisierung und den damit geschaffenen postnationalen Bedingungen verbundenen Erfordernissen gewachsen ist. Auf die Notwendigkeit eines solchen Bewusstseins, dass sich politisch nicht mehr an überkommenen nationalstaatlichen Gebilden orientiert, sondern eine demokratisch verfasste übernationale Ordnung wie etwa die EU oder die UN im Auge hat, hat der Sozialphilosoph Jürgen Habermas Ende des vergangenen Jahrhunderts aufmerksam gemacht.<sup>8</sup> Sozialpsychologisch bzw. politisch-psychologisch ist zu klären, wie das einzelne Bewußtsein zur gehobenen Haltung des Verfassungspatriotismus, gar zu der erhabenen Größe eines moralisch geläuterten Selbstverständnisses kosmopolitischer Solidarität gelangt und wie es die Enttäuschungen, die der Globalisierungsprozeß mit sich bringt, ohne in Neo-Nationalismus und Apathie abzugleiten, übersteht. Denn dies ist eine Aufgabe, der sich eine demokratisch orientierte Persönlichkeit heute in besonderem Maße gegenüber sieht. Auch hier muß erneut betont werden, dass es sich dabei nicht um eine Frage bloßen Lernens, einer optimalen Anpassung handelt. Um die psychischen Voraussetzungen eines demokratischen Bewusstseins zu erwerben, bedarf es eines gewissen Sozialisationsklimas, eben einer „Affektbildung“ (Mitscherlich 1963). Schon der Begriff selbst gibt darauf einen Hinweis; denn eine gewisse Emotion, etwas Feierliches, schwingt, ist vom Patriotismus die Rede, immer mit. Zwar kann vom damit ursprünglich implizierten Gefühl, sich dem eigenen Staat freudig in der Schlacht zu opfern, heutzutage nicht mehr die Rede sein; doch auch Verfassungspatriotismus kann, jenseits rein rationaler Begründungen auf eine gewisse Begeisterung an der Sache nicht verzichten.<sup>9</sup> Denn ohne Schwung, etwas Mitreißendes, kommt er nicht aus.

---

<sup>8</sup> Vgl. J. Habermas, a.a.O., S. 7

<sup>9</sup> Dolf Sternberger, Verfassungspatriotismus, in: ders., Schriften Band X, Frankfurt am Main 1982.

Thomas Schmid, (1993): Ein Vaterland der Bürger (in: Die Zeit, März)

Zur, auch bei Mitscherlich betonten, sozialisatorischen Bedeutung von Beheimatung vgl. Hans-Joachim Busch, Heimat als ein Resultat von Sozialisation – Versuch einer nicht-ideologischen Bestimmung, in: Wilfried Belschner u. a. (Hrsg.): Wem gehört die Heimat? Beiträge der politischen Psychologie zu einem umstrittenen Phänomen. Opladen, 1995.

Verfassungspatriotismus ist eine hochmoralische innere Einstellung, die nicht leicht zu erringen ist. Sie basiert auf der moralischen Fähigkeit, allgemeine Werte höher zu schätzen als die bestimmter Interessengruppen, z.B. Nationen oder Unternehmen. Sie setzt voraus, sich von konventionellen Moralvorstellungen freimachen zu können und Neues, z. B. andere Perspektiven, vorurteilslos in Betracht ziehen zu können und sich für deren Geltung einzusetzen. Es ist ganz klar, dass es nur einer dementsprechend sozialisierten, geläuterten Persönlichkeit möglich ist, die hierfür notwendigen Eigenschaften wie Begeisterung, Besonnenheit, Gleichmut, Unbeirrbarkeit und Weitblick aufzubringen, ohne sich von Partikularinteressen und kurzsichtigem, emotionsgeladenem Denken bestimmen zu lassen. Das kann sie nur, wenn die genannten psychodynamischen Bedingungen erfüllt sind.

Gerade die Frage des Patriotismus berührt aufs Engste unsere Identität. Menschliche Individuen schließen sich sozialen Gruppen- oder Groß-Identitäten (Kirchen, Nationen...) an und fügen sich in sie ein. Und sie beziehen von dorther einen Gutteil ihrer Identität, als Bewohner einer bestimmten Stadt, Deutscher, Europäer, Christ usw. Mit der Einstellung des Verfassungspatriotismus werden diese herkömmlichen Identitäten aber gerade zugunsten einer weltweiten (universalistischen) Gattungsidentität überwunden. Das ist ein unter dem heute so gängigen Schlagwort der Globalisierung allzu unberücksichtigter Aspekt. Schon Freud hatte ja einen solchen „Kulturweltbürger“ im Blick. Mit einer derartigen universalistischen Identität ist eines gerade nicht gemeint: Daß der einzelne in den Groß-Identitäten einfach aufgeht. Im Gegenteil: Die Identität einer demokratischen Persönlichkeit bewegt sich in einer ausgewogenen Balance zwischen dem Verfolgen einer individuellen Biographie und den Belangen des Großen und Ganzen. Sie hat stets zwei Seiten, zwischen denen sie ihren Kurs suchen muß – personale und soziale Identität. Bei aller Flexibilität und Kompetenz, deren es hierfür bedarf, muß aber klar sein, dass Identität gleichzeitig nicht ohne eine tiefgreifende Bindungserfahrung auskommen kann.<sup>10</sup> Sie wird, gleichsam als biographische Wegzehrung, in den frühesten Eltern-Kind-Beziehungen durch das Erleben warmer, hingebungsvoller Zuwendung erworben. Und sie sorgt, wie A. Mitscherlich (1965, S124/5) betonte, für die nötige Beheimatung in der Welt, die uns überhaupt gestattet, Liebe zu den Menschen und Dingen aufzubringen. Jede demokratische Beteiligung hat hier ihre Wurzel.

---

<sup>10</sup> Urvertrauen ist, wie der Psychoanalytiker Erikson klar gemacht hat, die Substanz, ohne die Identität sich nicht ausprägen würde. Erik H. Erikson, Kindheit und Gesellschaft. Stuttgart 1971, 4. Aufl.

Sicher kann man weiterhin skeptisch sein, ob die gerade erwogenen Tendenzen sich wirklich durchsetzen können. Ich bin es auch. Hat sich nicht die vielbeklagte politische Apathie in unserer Massendemokratie schon unausrottbar breit gemacht? Paßt sie nicht auch bestens zum Befund des „erschöpften Selbst“ unter den Vorzeichen von Neoliberalismus und Globalisierung? Dafür mag viel sprechen; doch es hindert uns nicht an unserem Engagement, der „Stimme des Intellekts“ zu helfen, sich gegen das Geflecht der Illusionen, Ideologien und bedrückenden Schuldgefühle durchzusetzen. Die Stimme des Intellekts läßt sich davon nicht blenden. Sie gibt sich auch nicht mit dem Unbehagen in der Kultur zufrieden und erträgt es geduldig, sondern stellt sich ihm, hat gewissermaßen ein „Unbehagen mit dem Unbehagen“. Seit je waren es in der Geschichte kritische Geister, die Unbehagen mit dem Unbehagen empfanden, zu grüblerischer Melancholie neigten. Leider blieb diese Melancholie, wie die schöne Studie von Wolf Lepenies (1969) zeigt, zumeist in der für sie ja charakteristischen Handlungshemmung stecken. Die Gefahr des erschöpften Selbst ist für den Einzelnen erst gebannt, wenn er den Weg zum schöpferischen Subjekt zu finden vermag. Dies weiß seine Melancholie in ihrer Tiefe zu erleben und aus ihr zugleich die Kraft zu politischem Handeln zu nehmen. Konstruktive Melancholie – so würde ich in diesem Sinne nunmehr argumentieren - wird in der Moderne zunehmend zu einem erwünschten bzw. erforderlichen Lebensgefühl, das sich vor dem Abgleiten in Depression bewahrt und davor zu bewahren ist, und somit auch zu einem Bildungsziel des demokratischen Subjekts. Es erlaubt, Lust und Leid miteinander vermittelt zu erleben und – vor allem – erleben zu können. Auch dieses Lebensgefühl, das sich durch einen offenen und entspannten Umgang mit Unbehagen in der Kultur auszeichnet, kann beeinträchtigt sein, durch innere Unzulänglichkeit oder durch antimelancholische soziale Strategien. In solcher Beeinträchtigung besteht die Gefahr der Depression; und die Tatsache ihrer Zunahme heutzutage hat sicher damit zu tun.

Mögen nun Intellektuelle, nicht zuletzt Künstler, privilegierter gesellschaftlicher Träger solcher Melancholie sein, so ist sie doch dem Alltagsbewusstsein generell eigen. Innehalten, Reflektieren, Entschleunigen, Leiden, Mitleiden, Leidenschaft sind begrüßenswerte Ingredienzien einer melancholischen Persönlichkeitsfärbung, die sich nicht in dumpfer Apathie und stumpfer Depression verschließt, sondern immer wieder Anläufe kritischen politischen Engagements gestattet. Für die Zukunft

unseres Planeten und einer humanen Lebensform ist diese Affektbildung unerlässlich.

### ***Literatur***

Adorno, Theodor W. (1955): Zum Verhältnis von Soziologie und Psychologie. (In: ders., Gesammelte Schriften 8, Soziologische Schriften 1, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1972, S. 42-85)

- ders. (1966): Postscriptum (a.a.O., S. 86-92)

Anders, Günther (1961): Die Antiquiertheit des Menschen, 1. Bd.: Über die Seele im Zeitalter der 2. Industriellen Revolution (München: C.H. Beck 1983, 6. Auflage)

Busch, H.-J. (2001): Subjektivität in der spätmodernen Gesellschaft. Konzeptuelle Schwierigkeiten und Möglichkeiten psychoanalytisch-sozialpsychologischer Zeitdiagnose. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft

Ehrenberg, Alain (1998): Das erschöpfte Selbst. Frankfurt/Main: Campus 2004

Erikson, Erik H.: Kindheit und Gesellschaft. Stuttgart: Klett, 1971, 4. Aufl.

Freud, Sigmund (1927): Die Zukunft einer Illusion. (In: SA, Bd. IX, S. 135-189)

- ders. (1930): Das Unbehagen in der Kultur. (In: SA, Bd. IX, S. 191-270)

Giddens, Anthony (1990): Konsequenzen der Moderne. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1995

Habermas, Jürgen (1968): Erkenntnis und Interesse. Frankfurt/Main: Suhrkamp

- ders. (1998): Die postnationale Konstellation. Frankfurt/Main: Suhrkamp

Honneth, Axel (2002): Organisierte Selbstverwirklichung. Paradoxien der Individualisierung. (In: ders., Hg.: Befreiung aus der Mündigkeit. Paradoxien des gegenwärtigen Kapitalismus. Frankfurt/Main: Campus, S. 141-158)

Horn, Klaus (1984): Wie kommen wir zu einer „konstitutionellen Intoleranz“ gegen den Krieg? Anmerkungen zum Einstein-Freud-Briefwechsel - 50 Jahre danach. (In: Psyche, 38. Jg., Heft 12, Dezember, S. 1083-1104)

- ders. (1987): Subjektivität und Gesellschaft. Entwicklung eines neuen Persönlichkeitstyps. (In: Subjektivität, Demokratie und Gesellschaft. Schriften zur kritischen Theorie des Subjekts, Bd. 2, Hg.: Busch, Hans-Joachim, Frankfurt/Main: Nexus 1990, S. 157-178)

Krugman, Paul (2009): Zurück zu Keynes. Wo steht die Volkswirtschaftslehre heute? (Frankfurter Rundschau vom 25.9.2009)

Leggewie, Claus/Welzer, Harald (2009): Das Ende der Welt, wie wir sie kannten. Klima, Zukunft und die Chancen der Demokratie. Frankfurt/Main: S. Fischer

Lepenies, Wolf (1969): Melancholie und Gesellschaft. Frankfurt/Main: Suhrkamp

- ders. (1998): Melancholie und Gesellschaft. Mit einer neuen Einleitung: Das Ende der Utopie und die Wiederkehr der Melancholie. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1998

Lütkehaus, Ludger (1995): Die Vergangenheit der Psychoanalyse. (In: Cremerius, Johannes Hg.: Die Zukunft der Psychoanalyse. Frankfurt/Main: Suhrkamp, S. 73-93)

Mitscherlich, Alexander (1963): Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft. (In: ders., Gesammelte Schriften, Bd. III, Sozialpsychologie 1, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1983, S. 7-369)

- ders. (1965): Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

- ders. (1966): Das soziale und das persönliche Ich. (In: ders., Gesammelte Schriften, Bd. IV, Sozialpsychologie 2, Frankfurt a. M., Suhrkamp 1983)

- ders. (1977): Aggression und Anpassung (In: ders., Gesammelte Schriften, Bd. V, Sozialpsychologie 3, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1983, S. 215-252)

Reiche, Reimut (1995): Von innen nach außen? Sackgassen im Diskurs über Psychoanalyse und Gesellschaft. (In: Psyche, 49. Jg., Heft 3, S. 227-258)

Richter, Horst-Eberhard (1993): Wer nicht leiden will, muß hassen. Zur Epidemie der Gewalt. Hamburg: Hoffmann & Campe

Schmid, Thomas (1993): Ein Vaterland der Bürger. (In: Die Zeit vom 05.03.1993)

Sternberger, Dolf (1982): Verfassungspatriotismus. (In: ders., Schriften Band X, Frankfurt/Main: Insel, S. 17-31)